

# Aus meinem afrikanischen Skizzenbuch [Fortsetzung folgt]

Autor(en): **Eschmann, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **36 (1932-1933)**

Heft 21

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671982>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nem Ton hinzu. Er trat auf sie zu. Er legte die Hand auf ihre Schulter. Noch einmal quoll die Leidenschaft für sie in ihm auf.

Sie saß ganz still, den Blick auf dem Kinde, mit der einen Hand seine kleinen Finger, die zu einem Fäustchen geballt waren, lösend.

„Ade, Centi,“ sagte Geni.

„Ade, Schwager. Gute Zeit!“ Ihre Traurigkeit läutete in den Worten.

Er entfernte sich, ohne daß sie einander noch die Hand gereicht hätten. Ihm war zumut wie einem, der keine Richtung weiß. Er gab sich nicht genau Rechenschaft. Inocenta war ihm fremder geworden. War es das seltsame Altern, das über sie ergangen? War es das widerstandslose Erleiden, dem sie sich ergeben hatte? Er verließ sie und den Ort mit dem Gefühl: Wenn du nur fort bist! Wenn du nur nicht wieder zu kommen brauchtest! Aber er hatte auch keine rechte Freude an seinem nächsten Ziel.

Als er auf die Straße kam, sah er am Hause oben Jonas stehen und fühlte, daß er ihn erkannt hatte. Die Galle stieg ihm. Aber es überlief ihn auch ein merkwürdiges Gefühl der Erwartung, fast einer leichten Besorgnis. Was wird er noch tun? dachte er.

Inocenta saß am See. Sie hörte, wie Genis

Schritte verflangen. Zwei Tränen hingen an ihren Lidern und tropften langsam in ihren Schoß. Eine fiel auf des Kindes Hand, und sie wischte sie hastig fort, erschrocken das Fäustlein in ihren Fingern wärmend. Nun war Geni auch fort, dachte sie. Nun hatte sie keinen mehr! Du hast ihnen Unglück gebracht, dachte sie weiter. Und dann fragte sie sich, ob sie nun so verstoßen bleiben werde — bis an ihr Ende? — Bis an ihr Ende?

Sie fühlte sich müde. Das innerliche Frieren wurde stärker, so heiß die Sonne auf ihren Rücken brannte. Es trieb sie heim.

Sie nahm den Knaben, stieg aus dem Boot und wendete sich in die Wiesen. Ihre Füße waren schwer, als klebten die Sohlen am Erdreich des Pfades.

Oben am Hause stand Jonas noch immer. Das Blut kam ihr. Sicher hatte er schon dagestanden, als Geni — Aber dann schritt sie ruhig weiter. Sie war sich keines Unrechts mehr bewußt.

Jonas trat in den Stall, lange bevor sie ins Haus hinauf kam. So wich er ihr immer aus. Sie wunderte sich, daß er sie noch an seinem Tisch litt.

(Fortsetzung folgt.)

## In den Boralpen.

Herden allerwegen  
Decken das Gefild,  
Rauschend stürmt entgegen  
Schon die Welle wild.

Hügelwärts gerichtet  
Zieht der Straße Lauf,  
Wo der Lann sich lichtet,  
Steigen Berge auf.

Martin Greif.

## Aus meinem afrikanischen Skizzenbuch.

Zwei Städte am Meer (Dran und Alicante).

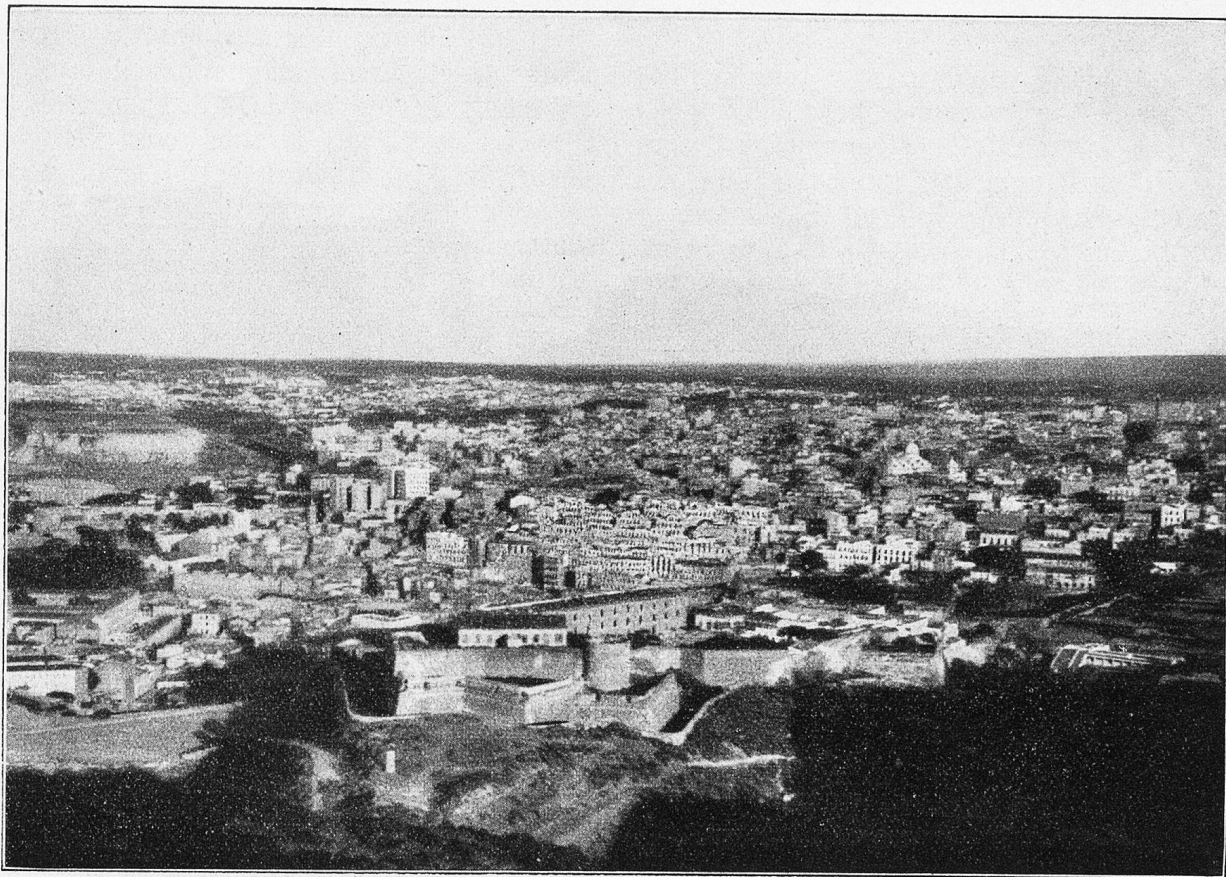
Von Ernst Eschmann.

Neben Algier spielt Dran die größte Rolle im Leben Algeriens. Der rege Handel hat die Küstenstadt groß gemacht. Die mächtigen Reihen von Fassern, die ein ausgedehntes Areal des Hafens bedecken, lassen sofort erkennen, daß von hier aus viel Wein nach Europa wandert. Es ist ein bekömmlicher Tropfen, ein guter Landwein, der den breitesten Schichten dient und zu billigem Preis ausgeschenkt wird. Im Lande drin, vom Meere abgewandt, dehnen sich die Kulturen und bedecken riesige Flächen.

Der Fremde weiß, daß er in Dran nicht außergewöhnliche Dinge findet. Nicht der Kunst zuliebe kommt er hierher, auch nicht, um ethno-

graphische Entdeckungen zu machen. Man merkt gar bald, daß der europäische Ton überwiegt. Das Straßenbild ist nicht mehr so bunt, die eingeborenen Araber treten zurück. Sie haben sich in ein ihnen besonders zugewiesenes Viertel zurückgezogen, während in den schönen Hauptstraßen der französische Kaufmann und die elegante Welt sich Rendez-vous geben. Und ein anderes Element taucht hier auf, das mit der Gesellschaft und Lage der Stadt in engem Zusammenhang steht: Spanien! Spanische Sprache, spanische Typen. In der Tat, wir sind der iberischen Halbinsel nahegerückt. Es gab Zeiten, da der Spanier hier sein Szepter schwang. Im





Oran. Blick vom Belvedere über die Stadt.

Jahre 1509 eroberte die Armee des Kardinals Ximenes unter dem Befehl Pedro Novarros die Küste Orans. Die Muselmänner wurden über-rumpelt und ihre Moscheen in Kirchen umge-wandelt. Das Christentum hielt pompösen Ein-zug. Und doch gelang es den Spaniern nicht, hier für immer festen Fuß zu fassen. Sie muß-ten anno 1708 den Türken weichen, kehrten aber nach 24 Jahren wieder in ihr altes Besit-zum zurück. Heute — seit 1831 — weht die französische Flagge über der Stadt.

Diese historischen Ereignisse drängen sich dem Besucher Orans nicht auf. Das pulsierende Leben der Gegenwart ist mächtiger als die Sprache der Vergangenheit.

Einen herrlichen Blick aufs Meer und über den kurzweiligen Hafen gewährt die großzügig angelegte Promenade de Létang. Im Hinter-ground, auf der Höhe, erhebt sich das mächtige Schloß, in dem es heute von französischen Sol-daten wimmelt. Die Wege sind beschattet von festlichen Palmen und führen auf eine Aus-sichtszinne, von der das lachende Meer, die aus- und einfahrenden Schiffe, die Kranen und Bah-nen und Fuhrwerke ein imposantes Spiel zum

besten geben. Es ist eine bewegte Szene des Weltmarktes, die auch den Unbeteiligten fesselt. Zur Linken türmt sich ein Berg von beträcht-licher Höhe auf. Kühn steigt er aus dem Meer. Ein Wald von Pinien hüllt ihn ein, eine Kirche guckt heraus, eine Festung droht mit kriegeri-schen Mauern.

Wir fuhren zum Belvedere auf halber Höhe. Die prächtige offene Terrasse gewährt einen Blick über die ganze Stadt. Der Bois des Planteurs ist ein Juwel, der durch immer neue, wunder-volle Exemplare dieser ihre breiten Schirme ent-faltenden Bäume entzückt. Ein erquickendes Lüftchen streicht vom Meere her und zieht sich hinein ins Land. Der Berg ist das Paradiesstück Orans, das begehrte Ziel der Einheimischen, die großartige Überraschung für den Fremden.

Die übrige Umgebung Orans ist reich an ma-lerischen Reizen. Westwärts pflanzt sich die Küste fort in jähem Felsabstürzen, in weit aus-holenden Windungen, bunten Siedelungen und originellen Fischerdörfern. Eine Fahrt nach Mers-el-Kebir bietet viel wechselnde Ausblicke. Man wähnt sich in einem italienischen Fischer-nest. Es haben sich hier auch viele Italiener





Mers-el-Kebir bei Oran.

Photo: Robert Meier.

angefiedelt. Mers-el-Kebir schaut wie Oran auf eine bewegte Geschichte zurück. Sein Hafen verschaffte ihm diese Bedeutung.

Nach Osten dehnt sich unendliches, ebenes Land. Es steigt aus dem Meere auf bis an die zweihundert Meter. Einförmig wird das Bild; und doch, es hat Größe. Erquickend mühte es sein, in dieser Einsamkeit, vom Rauschen des Meeres umgeben, ein paar Wochen zu verbringen. Ganz verlassen von den Menschen wäre man nicht. Denn unten an der Küste leben ein paar Fischerfamilien und Naturfreunde, die sich ein Weekendhüttchen hingestellt haben. Und dort, unmittelbar am Absturz, erhebt sich das vornehme, eine große Fläche umspannende Grand Hotel Canastel. Die Saison ist leider schon vorbei. Wir kommen vor verschlossene Türen und verriegelte Tore. So klettern wir wie Einbrecher über Gitter und Geländer auf die Zinne, von der sich eine Schau von überwältigender Kraft und Eindringlichkeit eröffnet. Meer und Land, Blick in die Unendlichkeit, das ist der Zauber von Canastel. Die Wasser sind still. Sachte nur kommen sie an und weichen

leicht gekräuselt wieder zurück. Die Sonne rüstet sich zum Untergang. Homerische Minuten, die am Himmel ein göttliches Farbenspiel aufführen, bis das letzte Fünkchen Gold unter dem Horizonte verschwunden ist. —

Und die andere Stadt: Alicante! Vielversprechend meldet sie sich von der langgezogenen Küste aus an. Ein massiger Felsberg reckt sich empor. Je näher wir kommen, um so eindrücklicher steht er da und bestimmt die Silhouette der Stadt. Die Einfahrt in den Hafen gewinnt festliches Gepräge. Spanien grüßt mit lächelnder Geste. Gleich wird man gewahr: dieselbe südliche Sonne, die die nordafrikanischen Gärten so üppig macht, ist auch diesem Küstenstrich gewogen. Eine vierfache Reihe von Palmen zieht sich dem Strande entlang. Hier stehen die großen Hotels, hier gehen die Fremden auf und ab, hier setzen sie sich in eines der einladenden Restaurants und begucken sich den Corso der eleganten Welt.

Hier empfing ich auch die erste Probe der spanischen Küche. Aber o wehe! Der Uneingeweihte hat Mühe, mit diesem seltsamen Gemisch von Reis und Krebsen, Fischen und Schalentieren



fertig zu werden. Und wenn man sich den Durst mit dem südlichen Spanienwein löscht, bleibt ein unbehaglicher Geschmack auf der Zunge zurück. Wie gerne hätte ich jetzt die oft belächelte Säure eines Zürichseetropfens in Kauf genommen! Andere Gaumen mögen dem Alicante gewogen sein! Hier spielt er eine überragende Rolle. In ungezählten Gebinden wird er ausgeführt, dieser Vino tinto, und sein intensives Rot hat oft die Aufgabe, helleren Sorten Farbe und Feuer zu geben.

Wer durch eine der Seitenstraßen dem Innern der Stadt zustrebt, erfährt einige Ernüchterung. Die frische, schöne Luft ist fort. Die Durchgänge sind eng. Nach originellen Winkeln hält man umsonst Umschau. Und wo sind die hübschen, so viel gemalten Spanierinnen? Frauen und Mädchen kommen daher, vom Schmutz des Alltags mitgenommen. Ein Spitzentüchlein tragen sie auf dem Kopf. Hier blickt etwas Lokalfarbe durch. Sonst gibt sich Alicante als Kleinstadt, die den Fremdling nicht lange zu fesseln vermag.

Immerhin, ein Ziel lockt: die kühne Zitabelle Santa Barbara. Wir steigen bei sengender Sonne durch einen steilen Pfad in die Höhe. Bald schweifen die Blicke nicht nur über die Dächer, sie fliegen hinaus nach dem Hafen, übers Meer, und je weiter wir der Stadt entrückt sind,

um so kühner und bezaubernder öffnet sich der Gesichtskreis. Aspekte führen hinein ins dürstende Land, nach benachbarten Hügeln, nach einer großzügigen Spitalkolonie. Der Weg zieht um den Berg, junge Bäume begleiten ihn. Es ist eine Wonne, in diesen grünen Gassen sachte emporzusteigen. Immer muß man verweilen und Umschau halten. Die ersten Mauern sind erreicht. Ein altes, zerfallenes Tor lädt zum Eintritt. Kein Wächter steht da. Raum eine Seele ist zu entdecken. Haben wir einen Sprung ein paar Jahrhunderte zurück getan? Wir stecken in romantischem Mittelalter. Die Feste ist ausgestorben. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß von hier aus einst strenges Regiment geübt worden ist. Roß und Reiter sprengten über diese gepflasterten Steige, und zu oberst war leicht zu erkennen, woher der Feind im Anzug war. Immer höher ging's, von Torbogen zu Torbogen, und glaubte man, das Ziel erreicht zu haben, beschrieb der Burgweg noch eine Windung und noch eine, aber zuletzt war die oberste Terrasse gewonnen. Eine Rundschau ohnegleichen belohnte den erhitzenden Aufstieg. Stadt, Hafen und Meer und Land, Dächer, Gassen und Stierkämpfer-Arena, Palmen und Bäderstrand, sie boten reiche Abwechslung, man drehte sich um und um und entdeckte fortwährend neue Bilder. Auf einer breiten Mauerbrüstung legten



Alicante.

General-Ansicht.



wir uns hin und sonnten uns wie die Eidechsen, die lustig an uns vorbeihuschten.

Ob der Kalender sich nicht täuschte? Hatten wir wirklich schon Ende Oktober? Daheim werden die Öfen geheizt, und die Damen schlüpfen in die Winterpelze. In den Höhen schneit's. Und wir? Wir schwitzen noch mitten im spanischen Sommer und freuen uns auf das Meerbad, das gleich nach dem Abstieg uns herrliche Abkühlung bringen wird.

Als mächtige Pfahlbauerhütten stehen die Badeanstalten am Strand, eine jede in Verbindung mit einer kleinen Erfrischungsstube. Aber zuerst hinein ins Wasser! Kastanienbraune Burschen tummeln sich schon darin, jagen sich und spritzen und zeigen vom schwanfenden Brett

ihre Springkünste. Das Wasser hat eine angenehme Temperatur. Man läuft ein gutes Stück hinaus, bis einem der Boden unter den Füßen entuschwindet. Wie eine Wiege trägt das salzige Element die herbstlichen Gäste.

Die Kräfte, die uns Santa Barbara gekostet, sind wieder da. Das Bad war eine Verjüngung, ein Fest.

Unversehens war's Zeit, unser Schiff wieder aufzusuchen. Die Ciudad de Alicante hatte inzwischen schwere Fracht aufgenommen.

Als wir längst wieder das offene Meer gewonnen hatten, leuchtete uns im Golde des Abends die Zitadelle. Sie zündet mir wie lohnender Fackelbrand noch heute in der Erinnerung nach als Gruß vom südlichen Spanien.

### Still liegt die Welt im Morgenlicht.

Still liegt die Welt im Morgenlicht  
und lauscht, was ihr der Tag verspricht,  
ob Freuden oder Leiden,  
und ist gewillt zu beiden.

Sie muß gewillt zu beiden sein,  
zu Sonnenlicht und Wetterschein.  
Der Pflug der Pflicht und Mühlen  
wird seine Furchen ziehen.

Und wo zukieft er aufgewühlt  
die Welt und sie die Pflugschar fühlt,  
wird fern ein Tag ihr geben  
das allerreichste Leben.—

Bist du nicht auch ein Teil der Welt,  
o Mensch, und auch vom Tag erhellt?  
So sei auch du zu beiden  
gewillt, zu Freud und Leiden.

Und wenn der Tag die Pflugschar schickt  
der Leiden, daß dein Herz erschrickt:  
Laß still die Zeit nur walten,  
auch du wirst Ernte halten.

Johanna Siebel.

### Der Bundeschwur.

1291.

Von Adolf Frey.

Vor einer Sennhütte, links eine gebrochene Wettertanne; einige große Steine usw. Es erscheinen Landammann Conrad ab Iberg, Walther von Wolfenschieß, Rudolf Stauffacher, Conrad Hunn, Wernher von Seewen, Johannes von Waltersberg, Niklaus von Wiggerlon. Einige setzen sich auf die vor der Hütte stehende Bank oder auf Steine, andere bleiben stehen. Sie legen ihre ledernen oder zwilchenen kleinen Ranzen ab.

**Ab Iberg:**

Hier wollen wir's zu Ende bringen. Seht, da kommen auch die Urner schon.

**Wernher von Seewen**

(den Urnern entgegen):

Wie steht's?

Es erscheinen Landammann Ritter Conrad von Silenen, Ritter Wernher von Attinghusen, Burkhard, genannt Schüpfer, Conrad der Meier von Erstfelden und vier alte Sennen.

**Silenen:**

Wir haben's auf dem ganzen Weg erwogen und bleiben bei dem ersten Schluß. Es weist's der Augenschein und dieser Greise Zeugnis: Seit Menschendenken ist die Ghrenalp der Unterwaldner Eigen. Wir verwerfen einhellig drum die Forderung von Schwyz.

**Conrad Hunn (zornig):**

Wir suchten euch als Mittler in dem Handel. Nun sag' ich ungeschert, nachdem das Urteil erging: ihr saht das Recht blutwenig an und habt euch nicht erzeigt als Biedermänner. Wir blinden Loren, daß wir euch gerufen! Wir mußten ja, daß Uri uns nicht wohl will.